

**Autorin:** Seifert, Ruth.

**Titel:** Machtvolle Blicke: Genderkonstruktion und Film.

**Quelle:** Gitta Mühlen Achs/Bernd Schorb (Hrsg.): Geschlecht und Medien. Reihe Medienpädagogik, Bd. 7. München 2003. S. 39-56.

**Verlag:** kopaed verlagsgmbh.

Die Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

---

*Ruth Seifert*

## **Machtvolle Blicke: Genderkonstruktion und Film**

In den letzten fünfzehn Jahren wurden eine Reihe von Arbeiten zum Themenbereich „Das Frauenbild in den Medien“ vorgelegt. Durch die von der Frauenbewegung aufgeworfenen Problemstellungen motiviert, gingen diese Studien der Frage nach, wie „die Frau“ in Zeitschriften und filmischen Medien repräsentiert wird und welche sozialisatorischen Wirkungen sich damit verbinden. Obwohl diese Arbeiten spannende Aspekte zutage förderten, lassen sich aus der Perspektive der 90er Jahre zwei Defizite ausmachen. Das eine ist theoretischer Natur und betrifft die Frage nach dem theoretischen Stellenwert einer Untersuchung des Frauenbildes, oder anders ausgedrückt: Der Bedeutung der kulturellen Repräsentation von „Geschlecht“ – also von „Frau“ und „Weiblichkeit“ bzw. „Mann“ und „Männlichkeit“. Diese Fragestellung wurde im deutschsprachigen Raum im Gegensatz zur angelsächsischen und auch zur französischen Diskussion weitgehend vernachlässigt. Dies geht einher mit einer generellen Vernachlässigung der Theoretisierung der Kategorie „Geschlecht“. Wetterer spricht in diesem Zusammenhang von einer „Rezeptionssperre“ und bezeichnet damit das Phänomen, daß die Fülle von theoretischen und empirischen Studien, die mittlerweile insbesondere im englischsprachigen Ausland zum Thema „Geschlechterverhältnisse“ vorliegen, dieserorts bis vor kurzem kaum zur Kenntnis genommen wurde (VGL. WETTERER 1992). Dementsprechend stecken auch die Untersuchungen zur Frage der kulturellen Repräsentation von Geschlecht und seiner Verbindung mit der kulturellen Konstruktion von Subjektivität bzw. sexueller Identität, weitgehend in den Kinderschuhen.

---

In der Medienforschung wurde der Stellenwert von Männlichkeits- und Weiblichkeitsdarstellungen in aller Regel über den Begriff der „Sozialisation“ erklärt. Kurz gefaßt werden Männlichkeit/Weiblichkeit dabei als Geschlechterrollen verstanden, die während des Sozialisationsprozesses angeeignet werden. Die Vorstellung dabei ist, daß Einstellungen und Erwartungen, die die erwünschte geschlechtsspezifische Identität definieren, von Jungen und Mädchen im Laufe des Heranwachsens erlernt werden. Ein Problem dieses Modells ist, daß das, was eigentlich erklärt werden soll – nämlich Männlichkeit und Weiblichkeit – implizit bereits vorausgesetzt ist. Es wird nicht gefragt, woraus sich die Zweigeschlechtlichkeit an sich eigentlich ableitet. Erklärt werden soll vielmehr, wie diese Zweigeschlechtlichkeit in den Individuen organisiert und ausgestaltet wird. Das Sozialisationsmodell krankt letztlich an einem biologistischen Bias: Impliziert ist, daß die biologische Differenz die Einteilung von Menschen in zwei Geschlechterkategorien garantiert. Die Zweigeschlechtlichkeit selbst gilt als Naturtatsache. Auf die Unhaltbarkeit dieser Annahme ist wiederholt hingewiesen worden. In der Bundesrepublik stellte Hartmann Tyrell fest, daß zweigeschlechtliche Klassifikationssysteme an sich eher unwahrscheinlich, da hochgradig voraussetzungsvoll sind. Angesichts der Variabilität von physischen und psychischen Merkmalen sei dieser rigorose Dualismus kaum zu rechtfertigen. Daß wir uns dennoch der Geschlechterdifferenz so sicher sind, „bedarf als Bedingung seiner Möglichkeit der massiven kulturellen Sanktionierung“ (TYRELL 1986:457).

Ausgangspunkt der Überlegungen muß somit sein, daß nicht der biologische Geschlechterdualismus uns eine Zweiteilung aufdrängt, sondern umgekehrt: Die dualistische Klassifikation muß im Kopf vorhanden sein, bevor sie in einer unendlich variablen Wirklichkeit zum Ordnungskriterium gemacht werden kann. Nicht die Biologie, sondern die Klassifikation führt zum Geschlechtersystem. Auch die ethnologische Forschung zeigt, daß es eine Welt jenseits des Geschlechterdualismus gibt. Ein Beispiel unter vielen sind die amerikanischen Navajos. Sie haben nicht zwei, sondern vier Geschlechter – und damit Identitäten – im Angebot (VGL. MIKA 1994:11). Vergleicht man das Geschlechtersystem mit anderen ideologischen Systemen wie den nach Rassen und Klassen geteilten Gesellschaften, so zeigt sich dessen fulminanter Erfolg. Die Geschlechterteilung ist fest in der Konstruktion des Subjektes, und das heißt in der Produktion von spezifischen Körpern, Gesten, Verhaltensweisen sowie eines

geschlechtsspezifischen Denkens und Fühlens verankert. Mehr noch: Die kulturelle Bedingtheit dieser Subjektivitätsformen ist den einzelnen kaum mehr bewußt. Die Geschlechtertrennung wird als reine und unmittelbare Wahrnehmung einer eindeutigen Realität anerkannt. Ihre Wahrheit wird nicht in der Kultur, sondern in der Biologie und den Körpern gesucht. Dies führt zu dem absurden Unterfangen, ein spezifisches Denken, Fühlen und Handeln aus bestimmten anatomischen oder physiologischen Gegebenheiten herleiten zu wollen. Diese theoretischen Strategien sind aber nicht nur absurd, sie haben auch einen dezidiert politischen Effekt. Denn auf diese Weise werden entscheidende Fragen und Zusammenhänge ausgeblendet. Wenn die Geschlechterdifferenz als von der Natur gegeben vorausgesetzt wird, dann gerät die Frage nach der Hierarchisierung und den Machteffekten, die, wie Luhmann klar machte, jede Konstruktion von Differenz mit sich bringt, aus dem Blick (VGL. LUHMANN 1988; VGL. AUCH WETTERER 1992). Anders ausgedrückt: Wenn die Differenz als natürliche dargestellt und wahrgenommen wird, dann verschwindet ihr Herrschaftscharakter. Über- und Unterordnung, Mehr- und Minderprivilegierung, Unterschiede in Lebenschancen und Freiheitsspielräumen sind dann unschuldige Effekte einer nicht hinterfragbaren Natur und nicht die Resultate eines politisch konstruierten Verhältnisses. Wenn das Rollenmodell auch in einigen Analysen sinnvoll sein mag, so kann es diese komplexen Zusammenhänge nicht berücksichtigen. Seine Beschränkungen machen es als Leitkategorie in der Analyse der Geschlechterverhältnisse untauglich (VGL. TYRELL 1986).

Darüber hinaus ist das Rollenkonzept auch nicht in der Lage, Unterschiede und Hierarchisierungen innerhalb der Kategorien „Männer“ und „Frauen zu erklären. „Untergeordnete Männlichkeiten“ (CONNELL), wie z.B. Homosexuelle, oder „exzentrische Weiblichkeiten“ (DELAURETIS), wie Lesben können dann nur mehr als Abweichung von der sozialisatorischen Norm, nicht aber als politisch relevante und möglicherweise widerständige Subjektivitätsformen gefaßt werden.

Das zweite Defizit betrifft die Ausrichtung, die das Interesse an der Kategorie „Geschlecht“ bislang genommen hat. Thematisiert wurde überwiegend die weibliche Seite. Das Konstrukt „Männlichkeit“ – und damit die restlichen 49% der Bevölkerung – sind wenig reflektiert und problematisiert. Der australische Soziologe Glenn Lewis stellte in den 80er Jahren fest, daß die Frage nach der Männlichkeit zu großen verdrängten Themen

unserer Zeit gehöre. Die Subjektivitätsform „Männlichkeit“ gilt mehr noch als Weiblichkeit als ein „natürliches“ Phänomen, das quasi aus den Körpern herausspringt und sich weiterer Hinterfragung sperrt.

Mittlerweile zeigt sich ein deutliches Gefälle zwischen dem Interesse, das das Thema „Männlichkeiten“ in angelsächsischen Ländern genießt und seiner Ausblendung insbesondere in der Bundesrepublik. Während sich in den angelsächsischen Ländern bereits zu Beginn der 80er Jahren die „Men’s Studies“ als kritisch wissenschaftliche Reflexion von Männern über die Konstruktionsmechanismen von „Männlichkeit“ entwickelten, blieb diese Beschäftigung hierzulande weitgehend psychologisch-praktisch orientierten Männergruppen überlassen. Die wissenschaftliche Selbstreflexion der männlichen „scientific community“ läßt zu weiten Teilen noch auf sich warten.

Eines der theoretischen Schlüsselkonzepte, das es möglich macht, die angesprochenen Defizite aufzufangen und die Frage nach der Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit überhaupt zu stellen, ist der Begriff „Gender“. Der Gender-Ansatz wurde von amerikanischen Theoretikerinnen aufgrund der in der Frauenforschung bzw. der feministischen Theorie gemachten Erfahrungen entwickelt. Die Verschiebung von sog. „frauenspezifischen“ Ansätzen hin zur Entwicklung der theoretischen Kategorie „Gender“ entstand im wesentlichen aus der Einsicht, daß das soziale Geschlecht („Gender“) nicht als essentialistische Kategorie verstanden werden kann, nicht als inhärente Eigenschaft von Individuen, sondern daß diese Kategorie nur als Beziehungsverhältnis innerhalb des Gender-Systems Sinn ergibt. Gender bezeichnet ein Symbolsystem, das die Kategorien „männlich“ und „weiblich“ konstituiert. Zentral für das Verständnis von Gender sind poststrukturalistische Diskurstheorien, die in den angelsächsischen Ländern durch alle Wissensdisziplinen hindurch rezipiert wurden. Drei Begriffe sind in den diskurstheoretischen Ansätzen von ausschlaggebender Bedeutung: Sprache, Subjektivität und Macht. Die Analyse beginnt mit der Sprache als Bedeutungssystem bzw. als symbolische Ordnung. „Die Sprache ist der Ort, wo tatsächliche und mögliche Formen sozialer Organisation und ihre wahrscheinlichen sozialen und politischen Folgen definiert und ausgefochten werden“ (WEEDON 1987, 10). Ausgangspunkt ist die Überlegung, daß weder Natur noch Gesellschaft intrinsische Bedeutungen haben, die mittels der Sprache zutage gefördert werden können. Wenn wir uns mit Natur oder Gesellschaft beschäftigen,

dann haben wir es immer schon mit Repräsentationen zu tun. Wenn wir z.B. von „Natur“ reden, dann immer schon innerhalb einer symbolischen Ordnung, die Trennungen entlang bestimmter Linien – z.B. zwischen Natur und Kultur, zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit – bereits vorgenommen hat. Diese symbolischen Ordnungen werden durch sprachliche Konstrukte, die Foucault „Diskurse“ nennt, produziert. Diskurse bezeichnen das, worüber in einer Gesellschaft gesprochen wird, was als Problematik und Thema verhandelt wird und zur kollektiven Sinnproduktion beiträgt.

Die Produktion von Wissen verschränkt sich mit dem Subjektbegriff. Das Subjekt, so die These, ist das Produkt einer Allianz von Wissen und Macht, die die historisch jeweils gültige Subjektivität bestimmt. Verdeutlichen läßt sich dies an den konkreten Diskursen, die seit der frühen Neuzeit das europäische Individuum konstituieren: Foucault spricht von den Körperdiskursen, dem Sexualitätsdiskurs, den Diskursen der Medizin, des Strafrechts und der Psychiatrie, sowie dem Diskurs der Biologie. Sie haben die Funktion, das „normale Individuum“ herzustellen, indem sie Aussagen darüber machen, was der Mensch – männlich oder weiblich – jeweils ist bzw. zu sein hat. Sie entdecken aber keine zugrundeliegenden Wahrheiten über die „menschliche Anthropologie“ oder das „Wesen des Menschen“, sondern setzen diskursiv eine bestimmte Subjektivität in die Welt. Sie konstituieren Disziplinierungsdiskurse, die mit normativem Appell an die einzelnen herangetragen werden.

Das Aufgeben humanistischer Subjektvorstellungen, verbunden mit dem Schlagwort vom „Tod des Subjektes“ hat zu vielerlei Mißverständnissen Anlaß gegeben, insbesondere dem, das Subjekt würde für diese Theorie in Geschichte und Gesellschaft keine Rolle spielen, da es völlig in der Struktur aufgegangen sei. Das Gegenteil ist der Fall: Dem Subjekt kommt ein neuer, innerhalb der Konstituierung von Machtverhältnissen zentraler Stellenwert zu. Aufgegeben werden lediglich essentialistische Vorstellungen des Subjektes, wie sie humanistischen Subjektvorstellungen zugrunde liegen. Nicht das Subjekt wird aufgegeben, sondern der Anspruch, ahistorisch Gewißheiten über das Subjekt erlangen zu können und damit herrschende Gewißheiten über die „Natur des Mannes“, die „Natur der Frau“, die „Natur der Sexualität“, etc.

Statt dessen wird von einer Annahme ausgegangen, die sowohl die Alltagserfahrung als auch die historische Forschung bestätigen: daß „Subjektivität“ nicht fix und unveränderlich

ist, sondern ein diskursives Produkt und vor allem auch ein diskursiver Prozeß. Demnach ist es müßig, nach dem „Wesen des Menschen“ oder dem „wahrhaft Menschlichen“ zu suchen. Alles, was dabei zustande kommen kann, ist ein weiterer Disziplinierungsdiskurs, eine weitere Subjektdefinition, die wieder zu „Normalisierungen“ und Standardisierungen führt und von Machtinteressen letztlich nicht zu trennen ist: Denn damit werden bestimmte Erfahrungsweisen und Identitätsformen mittels neuer Ausschlußstrategien normativ festgeschrieben (wie z.B. in der Norm der Heterosexualität).

Foucault hatte seine Theorie ohne besondere Berücksichtigung der Kategorie „Geschlecht“ angelegt. Klar wurde allerdings schnell, daß sich bei diskurstheoretischer Betrachtung sofort die Frage nach der Zweigeschlechtlichkeit des Subjektdiskurses stellen mußte. Tyrell stellte fest, daß auch hier die Sprache, bzw. die diskursiven Bedeutungssysteme von ausschlaggebender Bedeutung sind, denn „zur adäquaten Selbst- und Fremdkategorisierung bedarf es unabänderlich der kompetenten Beherrschung der Geschlechterterminologie und -grammatik. Geschlechtsidentität gibt es nur in sprachlicher Fassung“ (TYRELL 1986, 462).

Auf der Grundlage dieser Überlegungen mußten die Fragen sinnvollerweise lauten: Wie ist das Subjekt theoretisch bzw. kulturell konzipiert? Welche Ausgestaltung von – männlicher oder weiblicher – Subjektivität wird von wem zu welchem Zeitpunkt favorisiert? Welchen gesellschaftlichen Interessen dient eine spezifisch beschaffene Subjektivität? Und: Was sind die Konstruktionsmechanismen, die bestimmte Subjektivitäten hervorbringen? Die Frage nach dem „Wesen der Frau“ oder dem „Wesen des Mannes“ wird damit sinnlos. Das Interesse muß vielmehr den Entstehungskontexten und Produktionsbedingungen einer historisch wandelbaren Subjektivität gelten, so daß die Fragen, geschlechtsspezifisch gewendet, lauten müssen: Welche Konstruktionen von Weiblichkeit/Männlichkeit sind auffindbar? Wie sind sie beschaffen und welche Funktionen erfüllen sie? Mit welchen anderen Diskursen sind diese Diskurse auf welche Weise zusammengebaut, in welchen gesellschaftlichen Institutionen werden sie produziert und konstruiert?

Da immer wieder der Versuch unternommen wird, die Geschlechterdifferenz mit der Biologie zu erklären – eine Ideologie, die auch in soziobiologischen Theoremen fröhliche Urständ' feiert – soll festgehalten werden: Ein wie auch immer gearteter Rekurs auf die

Biologie taugt zur Erklärung der Geschlechterdifferenz nicht. Die Widerrede gegen biologische Ansätze ist vielfältig. Kritik ist z.B. an der Übergeneralisierung soziobiologischer Argumentationen anzubringen. Wenn derzeit von einigen Soziobiologen behauptet wird, die Sekretion einer variierenden Anzahl männlicher Hormone wirke sich verschieden auf das männliche und weibliche Gehirn aus, so wird damit behauptet, daß diese physiologischen Prozesse Männer und Frauen als Gruppen determinieren. D.h., alle Männer und alle Frauen müßten dementsprechend ein anderes Raumwahrnehmungsvermögen besitzen, andere verbale und mathematische Kompetenzen, andere Aggressivität usw. (VGL. HUBBARD 1990:5) bzw. diese Fähigkeiten müßten sich für Frauen und Männer unmittelbar messen lassen. Das ist aber offensichtlich nicht der Fall. Vielmehr gibt es größere anatomische und physiologische Differenzen zwischen verschiedenen Frauen und verschiedenen Männern. Soziobiologen arbeiten mit Durchschnittsverteilungen. „Ein Unterschied zwischen zwei Gruppen auf der Grundlage von Durchschnittsverteilungen ist aber vereinbar mit einem großen Überlappen von Verteilungen“ (CONNELL 1987:70). Damit aber werden gewisse Ideen der Soziobiologie, wie die der Zuteilung bestimmter Eigenschaften auf der Grundlage von Geschlecht, ad absurdum geführt. Es kann kein Mechanismus unterstellt werden, der die angenommenen biologischen Ursachen (Hormonsekretion u. ä.) in komplexe Muster menschlichen Verhaltens, geschweige denn in Institutionen übersetzt (VGL. CONNELL 1987:71). Selbst wenn man also davon ausginge, daß sich in der Natur ein geschlechtlicher Dualismus feststellen läßt (was stark in Zweifel zu ziehen ist), dann ergeben sich daraus noch lange keine geschlechtsspezifischen Identitäten, wie sie in unserer Gesellschaft als Ordnungskriterium dienen.

Neben der Zweifelhaftigkeit der aus der empirischen biologischen Forschung gezogenen gesellschaftsrelevanten Schlußfolgerungen sind die theoretischen Einwände zu betrachten, die die Kategorie „Biologie“ als Erklärungsvariable für soziale Phänomene generell in Frage stellt. Grundlegend für diese generellen theoretischen Einwände ist, daß „Biologie“ selbst als soziales Konstrukt betrachtet werden muß, das keine übergeordnete Objektivität für sich in Anspruch nehmen kann. Die Biologie ist „eine genuin soziale Kategorie mit einem genuin sozialen Sinnzusammenhang“ (BOCK 1988:375). Es geht also nicht darum zu erkennen, was die Biologie in Hinblick auf menschliches Verhalten erklären kann und was nicht. Wesentlich ist vielmehr, daß die Biologie selbst

gesellschaftlich vermittelt ist. Sie ist ein Klassifikationssystem, das Menschen erfinden, um ihre Erfahrung zu ordnen und zu organisieren (VGL. BLOCK IBID.; VGL. AUCH LUHMANN 1988). Was hinter den Phänomenen, die die Biologie untersucht, steht, „ist nicht eine unvermittelte Realität, sondern eine andere Ebene gesellschaftlicher Konstrukte und Klassifikationen; die Anatomie des Körpers ist eine solche Klassifikation ... Die Biologie ist eine kognitive Systematisierung. Biologische Fakten existieren, aber sie existieren nur, weil es klassifikatorische Praktiken gibt, in die sie eingebaut werden“ (TURNER 1989:28). Diese klassifikatorischen Praktiken sind gesellschaftlich gewählt. Die Natur selbst drängt uns keine Kategorien auf. Verdeutlichen läßt sich das an der gesellschaftlichen Kategorie „Rasse“. Daß es Menschen verschiedener Hautfarbe gibt, ist unbestritten. Ebenso, daß diese Unterschiede feststellbar und meßbar sind. Aber daraus ergeben sich noch keine Rassekategorien. Um diese Kategorien zu etablieren, müssen die Gleichheiten zwischen den Menschen zugunsten ihrer Unterschiede systematisch bagatellisiert werden; diese Unterschiede müssen auf bestimmte Art und Weise bewertet und gesellschaftlich forciert werden. Die Natur selbst liefert keine Rassekategorien, denn die Natur selbst ist stumm. „Der Körper ist historisch wie kulturell variabel. Er ist eine Domäne nicht von Biologie, sondern von Geschlechtergeschichte“ (BOCK 1988:378) und, wie man hinzufügen könnte, von Rassengeschichte, die ihre Kategorien ebenfalls in die Körper einschreibt. Es besteht kein Grund anzunehmen, die Biologie sei die unhinterfragbare Grundlage, die gesellschaftlich nur mehr ausgeformt wird, oder in anderen Worten: Die Annahme, daß die Biologie sagt, was ist, und die Gesellschaft sagt, wie es ist, ist ein Irrtum. Die Biologie versorgt uns nicht mit Kategorien; Kategorien wie Geschlecht und Rasse werden gesellschaftlich produziert. Die Körper sind nicht die „Basis“, die gesellschaftliche Praxis bestimmt; sie sind vielmehr der „Überbau“, der aus dieser Praxis hervorgegangen ist. Männlichkeit und Weiblichkeit kommen nicht aus den Körpern heraus, sie werden in die Körper hinein konstruiert“ (CARRIGAN ET AL. 1985, 595).

Ähnlich argumentiert Luhmann, wenn er feststellt, daß Unterscheidungen, wie auch jene zwischen Männern und Frauen, arbiträr getroffen werden und sich nicht aus der Sache selbst – also aus einem angeblich vorgängig vorhandenen Geschlechterunterschied – ergeben. Klassifikationen, so Luhmann, wie die Unterscheidung zwischen Männern und Frauen, „dienen nur der Befestigung von Unterscheidungen am Objekt mit der Folge, daß

am Objekt dann auch Unterscheidungen unterschieden werden können“ (LUHMANN 1988,50). Oder etwas einfacher ausgedrückt: Bevor wir Unterschiede erkennen können, müssen sie im Kopf vorhanden sein. Konkretisieren läßt sich das an der Beliebigkeit der körperlichen Merkmale, die zur gesellschaftlichen Differenzierung herangezogen werden können. So gab es Zeiten, in denen das körperliche Merkmal „rotes Haar“ die Kategorie „Hexen“ bezeichnete und ausreichen konnte, die betreffenden Frauen auf den Scheiterhaufen zu bringen. Alle möglichen Arten von somatischen oder psychologischen Merkmalen können dazu dienen, bestimmte Kategorien von Menschen zu erzeugen und diese Kategorien durch Riten und Zeremonien zu befestigen. Aus ethnologischer Perspektive tragen Erdheim und Hug zur Konstruktion der Geschlechterdifferenz folgende Beobachtung bei: „Durch die Riten der Menarche wird also ein körperlicher Vorgang dazu benutzt, der Frau bestimmte Einstellungen zu ihrem Körper, bestimmte Vorschriften und Beschränkungen so tief einzuschreiben, daß sie ihr als natürlich erscheinen.“ (ERDHEIM/HUG 1990, 52.). Will man bei der Geschlechterfrage der Gefahr der Biologisierung entgehen, so auch Erdheim und Hug, muß man nach den Institutionen suchen, die Konstanz erzeugen.

Die Geschlechteridentität ist demnach nicht unter Rekurs auf die Biologie zu erklären. Sie ist ein in der symbolischen Ordnung hergestelltes, kulturelles Konstrukt, das sich allerdings biologische Gegebenheiten zunutze macht. Insofern ist die Geschlechterkonstruktion vergleichbar mit der Konstruktion von Rassen und arbeitet nach Frigga Haug mit „Bedeutungsstiftungen“, d.h. bestimmten Körperteilen und Verhaltensweisen werden bestimmte, geschlechtsspezifische Bedeutungen angeheftet. Indem wir feststellen – und auf diese Weise Wissen produzieren –, was „männlich“ und „weiblich“ ist, stellen wir die Kategorien „männlich“ und „weiblich“ in einem Prozeß des Einordnens, Klassifizierens und Bewertens her. Männlichkeit und Weiblichkeit konstituieren sich also im Prozeß ihrer Herstellung. Dieser spielt sich sowohl auf kultureller als auch auf individualpsychologischer Ebene ab. Sowohl von Rasse als auch von Geschlecht läßt sich demnach sagen, daß sie zwar als „unmittelbar Gegebenes“, als „sinnlich Gegebenes“ und als körperliches Merkmal, das zur Ordnung der Natur gehört, gelten. Doch das, was wir für eine unmittelbare Wahrnehmung halten, ist nur ein kulturell erzeugtes, raffiniertes Konstrukt. Bezüglich der Geschlechterverhältnisse geht es dabei um die Konstruktion einer Beziehung, nicht der Entitäten „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“.

Beide Seiten sind immer nur als das Gegenteil der je anderen identifizierbar: Wir können keine Aussagen darüber machen, was „männlich“ ist, ohne dabei gleichzeitig mitzudenken, was „weiblich“ ist. Weiblichkeit und Männlichkeit sind in Form von binären Oppositionen angeordnet. Aber auch innerhalb der beiden Kategorien existieren Differenzen, Widersprüchlichkeiten und Abstufungen. So unterscheidet Connell zwischen „hegemonialer Männlichkeit“ und „untergeordneten Männlichkeiten“. Hegemoniale Männlichkeit bezeichnet die weiße, heterosexuelle Männlichkeit der europäischen oder amerikanischen Mittelklasse. Untergeordnete Männlichkeiten können vielfältig sein. In unserem Kulturkreis sind damit in erster Linie Homosexuelle und ethnische Minderheiten gemeint, die aus der hegemonialen Männlichkeit ausgegrenzt sind. Sie werden in der Anordnung der Geschlechter näher an das Weibliche herangerückt und damit unterprivilegiert. Trotz der Tatsache höchst unterschiedlicher Privilegierungen (die es verbieten, Männer und Frauen als Kollektiv zu betrachten) haben allerdings alle Männer am kulturellen Konstrukt „Männlichkeit“ und dem Machtvorteil, der damit gegenüber Frauen verbunden ist, teil.

Um die Geschlechterdifferenz konstruieren zu können, sind Produktionsorte und das, was DeLauretis „Gender-Technologien“ genannt hat, vonnöten. Darunter ist in Anlehnung an Foucault eine „komplexe politische Technologie“ zu verstehen, die nötig ist, weil Gender eben „keine Eigenschaft von Körpern ist oder etwas, was im Menschen originär vorhanden wäre, sondern ein Zusammenspiel von Effekten, die in Körpern, Verhaltensweisen und gesellschaftlichen Beziehungen produziert werden“ (DELAURETIS 1987,3). Diese Produktionsorte und Technologien sind ebenso wie die Geschlechteraskriptionen vielfältig und historisch variabel.

## **Geschlechterkonstruktion und Film**

Einer der Orte, an dem im Zeitalter von Massenmedien Konstruktionsmechanismen von Gender zu beobachten und zu analysieren sind, sind die Medien. Insbesondere das Medium „Film“ ist ein Apparat, der über soziale Technologien massiv in die (Re-)Produktion gesellschaftlicher Subjekte eingebunden ist. Auch der Film kann im Sinne von Erdheim und Hug als eine Institution betrachtet werden, die Konstanz erzeugt. Die Bedeutung des Films in der Konstruktion und Rekonstruktion der Geschlechterverhältnisse wurde bereits in der psychoanalytisch ausgerichteten Filmkritik

aufgegriffen, die entdeckt hatte, daß die Funktionsweisen des klassischen Hollywood-Kinos in vielen Punkten den Mechanismen des Unterbewußten entsprechen (z.B. Stephen Heath oder Christian Metz und aus feministischer Sicht z.B. Laura Mulvey). Der psychologische Begriff der „Identifikation“ schloß dabei die theoretische Lücke zwischen Film und Rezipienten. Durch die Identifikation mit den Figuren auf der Leinwand konnte der Zuschauer dieser Theorie zufolge seine eigenen unbewußten Problematiken symbolisch und stellvertretend bearbeiten. Auf diese Weise wurde auch die Sehlust, d. h. das Vergnügen am Beobachten bestimmter Handlungsabläufe und Bilder erklärt. Die Analysen machten allerdings auch deutlich, daß die Ähnlichkeit der Strukturen von Film und Psyche vor allem männliche Strukturen meinte. Das Subjekt des klassischen Films war bis weit in die 70er Jahre hinein das patriarchale, bürgerliche Individuum, das sich dem männlichen Zuschauer zur Identifikation anbot.<sup>1</sup> Das Sehvergnügen, das diese Filme vermittelten, war primär darauf ausgerichtet, dem bürgerlich-patriarchalen Ego zu schmeicheln und sein Unbewußtes zu entlasten. Dabei stand das männliche Unbewußte im Vordergrund: Das Kino bestand zwar aus Bildern von der Frau, aber nicht für die Frau. D. h. für Frauen war eine direkte und ungebrochene Identifikation mit den Darstellungen auf der Leinwand nicht möglich. In zahlreichen Filmanalysen wurde gezeigt, daß in fast allen klassischen Genres der weibliche Körper gleichgesetzt wird mit Sexualität und als erotisches Objekt für den männlichen Zuschauer konstruiert wird. Die besondere Art der Darstellung von Weiblichkeit bzw. des weiblichen Körpers wurde dabei auf die männliche Kastrationsangst zurückgeführt, die im Kino „bearbeitet“ wird. Die „Sehlust“ für Männer ergibt sich in dieser Analyse aus den Appellen an eine latente Kastrationsangst und die Möglichkeit, sie symbolisch zu bewältigen. Die männliche Position in diesen Filmen ist entweder voyeuristisch, und das bedeutet aktiv, aggressiv und sadistisch, mit einer Verachtung des Weiblichen einhergehend; oder ist fetischistisch, und das übersetzt sich in eine Idealisierung der betrachteten Frau als glamourös und makellos, „als perfektes Produkt, als ein Körper, der in Nahaufnahmen stilisiert und fragmentiert wird, zum Inhalt des Films wird“ (MULVEY 1975:14). Die voyeuristisch-fetischistische Repräsentation des weiblichen, oft entkleideten Körpers, befestigt die Vermännlichung der Zuschauerposition. Während der männliche Zuschauer durch die filmische Beherrschung der Frau ein Gefühl

---

1 Kaplan sieht eine Veränderung dieser Subjektpositionen im Film in den 80er Jahren. Bahnbrechend dabei sind ihrer Ansicht nach die Rock-Videos, in denen eine weite Palette diverser Subjektpositionen angeboten wird (vgl. Kaplan 1988:136ff.).

von Herrschaft und Kontrolle vermittelt bekommt, wird der Zuschauerin diese Identifikation verweigert. Sie muß entweder den Weg der Identifikation mit der männlichen Zuschauerposition gehen oder sich als passives Objekt männlicher Handlungen imaginieren bzw. in die Rolle einer Voyeurin begeben, „die eine Frau als passive Empfängerin männlicher Begierde und sexueller Handlungen beobachtet“ (KAPLAN 1985: 51).

Der Film liefert somit über Appelle an das Unbewußte seinen Beitrag zur Konstruktion und Reifikation eines bestimmten Verhältnisses der Geschlechter. Der Stellenwert des Films in der Geschlechterkonstruktion geht aber über den psychoanalytischen Kontext hinaus. Es existiert nicht nur eine psychologisch bzw. psychoanalytisch begründete Brücke zwischen Film und Rezipienten. Diese Beziehung ist vielmehr auch gesellschaftstheoretisch bzw. gesellschaftspolitisch vermittelt. Schlüsselkonzepte dabei sind die Begriffe „Bedeutungsproduktion“ oder „Bedeutungsstiftung“. Denn der psychoanalytischen Konstruktion der Geschlechterverhältnisse analytisch und politisch vorgelagert ist die gesellschaftliche Konstruktion von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“. D. h., auf der kulturellen Ebene sind die Diskurse bzw. die kulturellen Konstruktionen zu untersuchen, die die jeweils historisch gültige Männlichkeit und Weiblichkeit hervorbringen. Auf der individuellen Ebene liefert u. a. die Psychoanalyse die Instrumentarien, um jene Prozesse zu verstehen, durch die „der Mann“ und „die Frau“ hergestellt werden. Die Psychoanalyse hat es aber nicht mit anthropologischen Gegebenheiten zu tun. Sie behandelt vielmehr kulturelle Repräsentationen, und das heißt Zuweisungen an Männlichkeit und Weiblichkeit, und agiert damit innerhalb von Machtverhältnissen.

Ein möglicher Zugang, um Zuweisungen dieser Art aufzudecken, ist die Analyse von Frauenbildern der Medien. Allerdings sind die Mechanismen, über die im Film Männlichkeit und Weiblichkeit konstruiert werden, weitaus komplexer, als mit diesem Ansatz thematisiert werden kann. Die Dimensionen, die mit der „Genderedness“, also der Geschlechtsgebundenheit eines Mediums verbunden sein können, hat Laura Mulvey in den 70er Jahren in ihrem überaus einflußreichen Artikel über den hegemonialen männlichen Blick vorskizziert, der viele weitere Arbeiten nach sich zog.<sup>2</sup> Als

---

<sup>2</sup> Mulveys Artikel wurde von ihr selbst mehrmals ergänzt und hat eine Fülle auf ihrer These basierender Arbeiten wie auch Kritik und weiterführende Diskussionen zur Folge gehabt, auf die an dieser Stelle nicht

strukturierendes Element des klassischen Kinos identifizierte sie den männlichen Blick, der in dreifacher Hinsicht dominiert: Erstens als Blick der Kamera, die meist von einem Mann geführt wird und das Sehen von einem männlichen Subjekt her konstruiert. Zweitens als Blick der Männer in der Filmhandlung, der Männer zu Subjekten und Frauen zu Objekten des Blicks macht. Und drittens der Blick des männlichen Zuschauers, der den Blick der Kamera und der Erzählung bestätigt und reproduziert. Der männliche Blick projiziert seine Phantasien auf die weibliche Figur, die nach seinen Bedürfnissen stilisiert ist. Für den männlichen Zuschauer mit hegemonialer Männlichkeit fallen textliches (filmisches) und gesellschaftliches Subjekt zusammen. Die Identifikation, die hier stattfindet, ist nicht nur ein psychologischer Mechanismus, sondern auch eine Operation, durch die das Subjekt in einem politischen Sinn hergestellt und in einem diskursiven Feld positioniert wird. Das heißt, diese Identifikation ist eine Operation, durch die Machtverhältnisse konstruiert werden.

Der klassische Film zeichnet sich dadurch aus, daß die Handlung aus der Sicht des männlichen Protagonisten wahrgenommen und durch ihn und seine Handlungen strukturiert wird: Männer schauen aktiv, Frauen werden angeschaut. Der Blick des klassischen Kinos ist also in dreifacher Hinsicht „gendered“, d. h. in die Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern eingebettet. Er privilegiert das männlich-hegemoniale Subjekt und das Sehvergnügen, das dieser Zuschauer empfindet. Darüber hinaus werden aber auch Machtverhältnisse konstruiert: Es wird eine Verbindung hergestellt zwischen männlicher Subjektivität und der Herrschaft über den Blick. Männer treiben im klassischen Film die Handlung aktiv vorwärts. Frauen tauchen in Ruhesequenzen als die passiven Objekte des Blicks auf. Weiblichkeit wird nach dieser Analyse im klassischen Film auf eine in psychoanalytischer Hinsicht narzißtische Widerspiegelung einer imaginierten Männlichkeit reduziert. Soziologisch betrachtet wird damit ein Beitrag geliefert zur asymmetrischen, also Machtbeziehungen konsolidierenden, Konstruktion der Geschlechterverhältnisse, die auch hier ein weiteres Mal binäre Oppositionen reproduziert: nämlich die von aktiver Männlichkeit und passiver Weiblichkeit, von männlichem Blick und weiblichem Angeblicktwerden und von Nähe und Distanz im Verhältnis zum Bild (VGL. DOANE 1985). Das Verhältnis der Frau zur Kamera

---

eingegangen werden kann. Einer der aktuellsten Diskussionsstränge findet sich in Steven Cohan/Ina Rae Hark (eds.), *Screening the Male. Exploring Masculinities in Hollywood Cinema*, London 1993.

und zum Blick unterscheiden sich im klassischen Film deutlich von dem des hegemonialen Mannes. Nicht vergessen werden sollte, daß dieses unterschiedliche Verhältnis zum hegemonialen Blick auch untergeordnete Männlichkeiten, insbesondere homosexuelle Männer, betrifft. Denn der Blick auf den Körper fungiert auch in der Beziehung zwischen Männern als eine Form der Kontrolle. In einer Analyse von Spartakus-Filmen führt Hark vor, wie der kontrollierende Blick auch eingesetzt werden kann, um Machtbeziehungen zwischen hegemonialen und untergeordneten Männlichkeiten zu strukturieren. Die Beziehung zwischen männlichen Sklaven und hegemonialen Männern wird hier ebenfalls über die Politik des Blickes konstruiert, die den einen das Hinblicken zugesteht, die anderen als Körper darstellt, die angeschaut und manipuliert werden können. Der Blick strukturiert allerdings auch das Verhältnis zwischen Sklaven und Frauen: Die Sexualisierung und Hierarchisierung des Geschlechterverhältnisses erlaubt dem Sklaven, den beherrschenden Blick auf Frauen zu richten und somit seine Beziehung zu Frauen innerhalb eines anderen Herrschaftsverhältnisses zu verorten (HARK 1993:151 ff.).

Im deutschsprachigen Raum liegt mit der Analyse von Edgar Forster über einen Mercedes-Werbespot ein scharfsinniger Beitrag zur Politik des Blickes und zur Konstruktion von Männlichkeit im Medium Film vor (vgl. dazu den entsprechenden Beitrag in diesem Band). Der Spot erzählt die Geschichte einer Frau, die auf ihren Mann wartet und dessen Entschuldigung für seine Verspätung eine Autopanne ist. „Mit einem Mercedes?“ antwortet sie und gibt ihm eine Ohrfeige. Forster zeigt, wie in dem Spot trotz der Ohrfeige – eines Aktes körperlicher Gewalt also – das Geschlechterverhältnis als ein Machtverhältnis repräsentiert wird, in dem die männliche Subjektposition als souverän und überlegen dargestellt, die weibliche Position hingegen in der Präsentation einer erotisch perfekt stilisierten Frau einerseits sexualisiert, andererseits ironisiert und trivialisiert wird. Auch Aktivität und Passivität sind in dem Spot geschlechtsspezifisch verteilt. Selbst wenn die Frau agiert, erfahren wir mindestens ebenso viel über den abwesenden Mann wie über sie. Der Apparat des Kamerablickes wird so eingesetzt, daß die Frau nicht ihre Geschichte, sondern die Geschichte des – wie suggeriert wird – sie betrügenden Mannes erzählt. Sie ist damit in zweifacher Hinsicht Objekt der männlichen Erzählung: Einmal als Frau, die lediglich als Zeichen der männlichen Aktivität bzw. des männlichen „Draußen-in der Welt-Sein fungiert, zum zweiten als glamourös inszenierte

Frau, die als weiblicher Körper dem Blick dargeboten wird. Der Blick als Teil einer Machtpolitik ist, so Forster, „nicht bloß mächtig, insofern er strukturierend wirkt, sondern auch machtvoll, insofern er hierarchisiert oder Hierarchien reproduziert, d. h. diejenigen, die der Blick trifft, an ihren Platz stellt“ (FORSTER 1994:7). Für gesellschaftliche und politische Positionierungen dieser Art ist der Blick der Kamera hervorragend geeignet. Forsters Analyse zur Konstruktion einer hegemonialen Männlichkeit in einem Werbespot zeigt schließlich ein weiteres Mal, wie Männlichkeit in gesellschaftlichen Praktiken und Repräsentationen hergestellt und über erotische, emotionale und ästhetische Appelle auf das Kollektiv „Männer“ übertragen wird.

In Anbetracht der hier skizzierten Problematik des Blicks und des Vergnügens, das beim Betrachten des klassischen Kinofilms empfunden wird, stellt sich die Frage nach dem politischen Stellenwert dieser Sehlust. Denn sie beruht offensichtlich auf der Manipulation unserer in Herrschaftskontexten konstituierten Gefühle. Eine Konsequenz, die in der frühen Zeit feministisch orientierter Kritik daraus gezogen wurde, war die, eine radikale Abkehr von tradierten Sehgewohnheiten zu fordern. Nichols verstand den klassischen Film als Teil eines ideologischen Prozesses der Manipulation, mit dem falsches Bewußtsein vermittelt und Kontrolle ausgeübt wird. Die Lust zu akzeptieren, die durch das Anschauen bestimmter Filme – insbesondere die klassischen Hollywood-Filme – ausgelöst wird, heißt für ihn, die Pathologien einer nach Geschlechtern, Rassen und Klassen fraktionierten Gesellschaft zu teilen (NICHOLS 1981). Andere propagierten als politische Alternative den feministischen Avantgarde-Film oder dekonstruktivistische filmische Strategien, um die patriarchale Ausprägung der Sehgewohnheiten zu brechen.

Beide Strategien legen implizite Vorstellungen der Beziehung von medialem Produkt und Zuschauer zugrunde. Die Vorstellung, Filme könnten Bewußtsein schaffen, sieht die ZuschauerInnen als weitgehend passive RezipientInnen kultureller Machtspiele. Die Forderung einer radikalen Änderung der Sehgewohnheiten (und der damit verbundenen Subjektpositionen) geht davon aus, daß diese per Willensanstrengung verlassen werden können. Beides erscheint zweifelhaft. Was die erste Annahme betrifft, so ist inzwischen klar, daß die Rezeption kein passiver Vorgang ist, sondern in Gledhills Worten eine „Verhandlung“ zwischen SeherIn und filmischem Angebot, die auf dem Hintergrund von Gender, Rasse, Klasse, nationaler und ethnischer Zugehörigkeit sowie biographischer

Erfahrung der RezipientIn stattfindet. Fehlt der Bezug darauf, erscheint der ZuschauerIn die Handlung als nichtssagend und es kann auch keine Verhandlung stattfinden (VGL. STATT ANDERER KAPLAN 1983; GLEDHILL 1988; FORSTER 1994).

Die zweite Annahme ist ebenfalls problematisch. Avantgarde-FilmerInnen, die angetreten waren, Sehgewohnheiten in revolutionärer Absicht zu torpedieren, mußten feststellen, daß sie nur ein Publikum erreichten, das mit ihren politischen Absichten ohnehin von vorneherein sympathisierte. Das ist nicht verwunderlich: Avantgardefilme bieten dem „Normalpublikum“ keine Möglichkeit zur Identifikation (und damit zum Spaß am Sehen), da sie Subjektpositionen anbieten, die in der gesellschaftlichen Realität (noch) nicht vorhanden sind. Seher und Seherin laufen damit gewissermaßen ins Leere und können mit dem Angebot, das weder psychoanalytische noch gesellschaftliche Relevanz hat, nichts anfangen. Das Avantgarde-Konzept fordert letztlich die unvermittelte Aufgabe historisch entstandener und gesellschaftlich eingebetteter Identitäten. Der Seitenausstieg aus der Geschichte und der gesellschaftlichen Entwicklung, der mit diesem radikalen Bruch letztlich anvisiert wird, bleibt aber – wenn überhaupt – nur einer kleinen Minderheit vorbehalten.

Ein Beispiel für einen Film, der ausgehend von den herrschenden Verhältnissen über tradierte Subjektpositionen hinausweist, könnte die Anfang der 80er Jahre entstandene US-amerikanische Polizistinnen-Serie „Cagney und Lacey“ sein. In ihr werden unter Zugrundelegung der derzeit gelebten Weiblichkeit neue Subjektpositionen gezeigt und moderate Verschiebungen in den Grenzziehungen von Weiblichkeit vorgenommen. Das zeigt sich schon am weiblichkeitsfernen Beruf der Polizistin, der Frauen in eine untypische Beziehung zu den staatlichen Gewaltmitteln – und damit zu Staat und Gewalt – bringt, und setzt sich fort an der Darstellung einer intensiven Frauenfreundschaft und Frauenkameradschaft, die in den USA immer wieder zu Mutmaßungen über eine lesbische Beziehung der beiden Titelfiguren führte (VGL. GLEDHILL 1988). Ein weiteres Beispiel, in dem „Weiblichkeit“ auf neue Weise verhandelt wird, könnte der amerikanische Film „Thelma und Louise“ sein. Auch hier spielt interessanterweise das Verhältnis von Weiblichkeit und Gewalt bzw. Gewaltmitteln eine zentrale Rolle. Der Film erzählt die Geschichte von zwei Freundinnen, die nach einem Vergewaltigungsversuch einen Mann töten und daraufhin versuchen, sich nach Mexiko abzusetzen. Der Ausgangspunkt der

Erzählung ist der konventionelle bis domestizierte Weiblichkeitsentwurf einer jungen Frau des amerikanischen Mittelstandes. Dieser wird nachhaltig erschüttert durch eine versuchte Vergewaltigung, also einen abrupten Zusammenstoß mit patriarchalen Machtverhältnissen. Während sich aus ihrer Perspektive die Tötung des Vergewaltigers als ein Akt der Notwehr darstellt, erscheint er aus der Sicht der hegemonialen Männer als Mord. Die männliche Staatsmacht wird zur Verfolgung der Frauen mobilisiert. Die Position der beiden Frauen als Subjekte des Films ist ambivalent. Zwar sind sie diejenigen, die die Handlung vorwärts treiben. Sie tun dies aber aus einer Zwangssituation heraus, die sie selbst nicht geschaffen haben und wenig beeinflussen können. Dennoch liegt ihren Handlungen das Bestreben zugrunde, nicht zu Objekten des Geschehens zu werden und ihre Position als weibliche Subjekte zu erhalten und auszubauen. Im Versuch, das zu tun, werden sie im Verlauf des Filmes sukzessive in ein anderes Verhältnis zur männlich kodifizierten Gewalt gesetzt. Sie konstituieren sich als Subjekte des Films in dem Maße, in dem sie der gegen sie ausgeübten Gewalt etwas entgegensetzen und ihrerseits zu Gewaltmitteln greifen. Am Ende des Films nehmen sie Zuflucht zum letzten Gewaltmittel, nämlich dem gemeinsam verübten Selbstmord angesichts einer Übermacht männlicher Polizisten. Dieser letzte Gewaltakt ist die einzige Möglichkeit, um ihre Position als Subjekte der Handlung zu retten. Trotz des eher pessimistischen Endes bietet der Film alternative Konstruktionen von Weiblichkeit an.

Filme über Männer, die in emanzipatorischer Absicht ihre Männlichkeit verhandeln, sind in der Bundesrepublik ebenso rar wie Forschungsarbeiten zur Konstruktion von Männlichkeit. Man könnte in Analogie zu Wetterer von einer kulturellen und wissenschaftlichen „Reflexionssperre“ sprechen. Diese Reflexionssperre ist auch ein politischer Akt. Es ist u. a. der Versuch, Macht- und Herrschaftsverhältnisse (gegenüber Frauen und untergeordneten Männlichkeiten) für sich funktionsfähig zu erhalten. Gefragt wären weitere Analysen wie die von Edgar Forster, die die Herrschaftsmechanismen aufdecken, die in der filmischen Ästhetik, der Politik des Blickes, der Positionierung von Männlichkeit und Weiblichkeit, und im Spaß am Sehen, den dies bei der ZuschauerIn auslöst, stecken. Wenn Forster mit Cixous feststellt, Männer hätten noch alles über ihre Sexualität zu sagen, so könnte man dem hinzufügen, Männer haben auch noch alles über ihre Männlichkeit zu sagen.

## Literatur

- Aufenanger, Stefan: Medienrezeption von Jungen. Sozialisation und Geschlechtsrollen in der Mediengesellschaft, in: medien + erziehung 2/1994
- Bock, Gisela: Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 14/1998
- Brittan, Arthur: Masculinity and Power, London 1989.
- Carrigan, Tim et al.: Toward a New Sociology of Masculinity, in: Theory and Society, Vol. 14/5, 1985
- Connell, Robert W.: Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics, Cambridge 1987
- Connell, Robert W.: The Making and Remaking of Masculinities in Contemporary Societies, unveröff. Vortragsmanuskript, München 1994
- DeLauretis, Teresa: Aesthetic and Feminist Theory: Rethinking Women's Cinema, in: New German Critique 34/1985
- DeLauretis: Technologies of Gender. Essays in Theory, Film and Fiction, Bloomington 1987
- Doane, Mary Ann: Film und Maskerade: Zur Theorie des weiblichen Zuschauers, in: Frauen und Film 38/1985
- Erdheim, Mario/Hug, Brigitta: Männerbünde aus ethnopschoanalytischer Sicht, in: Völger, Gisela/Welck, Karin von (Hrsg.), Männerbände. Männerbünde. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich, Köln 1990
- Forster, Edgar J.: Die verfehltete Begegnung der Geschlechter. Kommunikation, Gewalt und Männlichkeit, unveröff. Manuskript, 1994
- Gledhill, Christine: Pleasurable Negotiations, in: Pribram, E.D. (ed.), Female Spectators. Looking at Film and Television, London 1988
- Hark, Ina Rae: Animals or Romans. Looking at Masculinity in Spartacus, in: Cohan, Steve/Hark, Ina R. (eds.), Screening the Male. Masculinities in Hollywood Cinema, London 1993
- Hubbard, Ruth: Social Effects of Some Contemporary Myths about Women, in: Lowe, Marian/Hubbard Ruth (eds.), Women's Nature. Rationalizations of Inequality, New York 1990

Kaplan, E. Ann: Theories and Strategies of the Feminist Documentary, in: Millennium Film Journal 12/1983

Kaplan, E. Ann: Ist der Blick männlich?, in: Frauen und Film 38/1985

Kaplan, E. Ann: Whose Imaginary? The Televisual Apparatus, the Female Body and Textual Strategies in Select Rock Videos on MTV, in: E. Deidre Pribram (ed.), Female Spectators. Looking at Film and Television, London 1988

Luhmann, Niklas: Frauen, Männer und George Spencer Brown, in: Zeitschrift für Soziologie 17/1, 1988

Mika, Bascha: Weibmänner und Mannweiber, in: die tageszeitung, 8.3.1994.

Mulvey, Laura: Visual Pleasure and Narrative Cinema, in: Screen 16./1975

Nichols, Bill: Ideology and the Image, Bloomington 1981

Tyrell, Hartmann: Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 3/1986

Turner, Brian: The Body and Society. Explorations in Social Theory, Oxford 1989

Weedon, Chris: Feminist Practice and Poststructuralist Theory, Oxford 1987 (deutsch: Wissen und Erfahrung. Feministische Praxis und poststrukturalistische Theorie, Zürich 1990)

Wetterer, Angelika/Gildemeister, Regine: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung, in: dies. (Hrsg.), Traditionen. Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg 1992

*Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Rechteinhabers unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.*